

Daniel Vogelmann

## Schulim Vogelmann. Eine imaginäre Autobiografie meines Vaters<sup>1</sup>

*Für meine Enkeltöchter Alma und Shira*

Ich wurde in einem Zug geboren, während die Stadt brannte. Der Zug fuhr von Tarnopol, wo meine Eltern, Nahum Vogelmann und Sissel Pfeffer, lebten, nach Przemyślany, zur Familie meiner Mutter. Beide Städte lagen im Osten Galiziens, der Provinz der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Meine Mutter muss direkt im Zug die Wehen bekommen haben. Es war der 28. April 1903. Natürlich erinnere ich mich nicht, was da brannte: Erst Jahre später hörte ich von dem großen Feuer. Auch insgesamt habe ich keine besonderen Erinnerungen an meine frühen Jahre. Ich erinnere mich nur daran, dass mein Bruder Mordechai, der etwas älter war als ich, Masern hatte. Und natürlich hat er mich sofort angesteckt. Mordechai war immer ein ruhiger Typ (später ist er dann Rabbiner geworden), ich war das Gegenteil von ihm. Während er im Bett lag, sprang ich im Zimmer herum. Neben Mordechai hatte ich noch eine Schwester namens Miriam.

Eines Tages, ich muss drei oder vier Jahre alt gewesen sein, sagte mein Vater zu mir: „Jetzt bist alt genug und musst in den Cheder [hebräisch: jüdische Religionsschule] gehen.“ Und so lernte ich meinen Melamed, den Lehrer, kennen. Er war ein alter Mann mit einer großen Nase. Ich erinnere mich an dieses Detail, weil ich eines Tages meine Finger in die Nase steckte und er das Gleiche tat (er steckte seine zwei großen Zeigefinger in seine zwei großen Nasenlöcher). Dann sagte er zu mir: „Sieht das vielleicht gut aus?!“ Von diesem Tag an habe ich nie wieder die Finger in meine Nase gesteckt.

Was habe ich im Cheder gelernt? Hebräisch zu lesen und zu schreiben. Ein wenig Tora und ein paar Seiten Pirke Awot [Sprüche der Väter]. Von diesen „Sprüchen“ habe ich immer besonders denjenigen geliebt, der Schmu'el Hakatan [Samuel

<sup>1</sup> Italienische Originalausgabe erschienen als Daniel Vogelmann: *Piccola autobiografia di mio padre* (Collana „Schulim Vogelmann“, 215). Florenz 2019.

dem Kleinen] zugeschrieben wird: „Wenn dein Feind fällt, freue dich nicht ...“. Daran musste ich auch im Zug denken, der uns nach Auschwitz brachte und in dem ein bekannter faschistischer Jude unter uns war.

Unsere Familie war recht wohlhabend. Mein Vater hatte eine kleine Bank, die es uns erlaubte, bequem zu leben. Im Sommer fuhren wir in den Urlaub nach Italien, nach Grado. Wir sorgten sogar dafür, dass wir dort koscheres Fleisch aus Gorizia bekamen, denn unsere Familie war sehr gesetzestreu.

Und dann brach der Erste Weltkrieg aus. In der Nähe von Tarnopol war die Frontlinie. Die Russen hielten die Juden für feindliche Spione, weil sie treue Untertanen von Kaiser Franz Joseph waren und vielleicht auch, weil sie Jiddisch sprachen. Also deportierten sie sie nach Sibirien (eine alte russische Gewohnheit). So beschloss mein Vater, in die Hauptstadt des Reiches zu fliehen, nämlich nach Wien.

Wir nahmen etwas Geld mit, aber das Leben war trotzdem sehr bescheiden. Eines Tages wurde meinem Vater unter anderem die Brieftasche gestohlen; all das setzte ihm sehr zu. Ich wiederum besuchte eine Handelsschule, hatte aber keine guten Noten. Die meiste Zeit habe ich damit verbracht, ein bisschen zu schmuggeln (hauptsächlich Kartoffeln) und in den Zirkus zu gehen, den berühmten Zirkus-Busch. Da ich mir keine Eintrittskarte leisten konnte, schlich ich mich eine Stunde vor Beginn in das Zelt, versteckte mich in den Toiletten und kam erst beim ersten Trommelwirbel heraus. In Wien musste ich meine erste Tragödie erleiden: Meine liebe Mutter starb plötzlich an einer Blinddarmentzündung. Wie schön meine Mutter war, eine echte jidische mame. Sie war die unbestrittene Königin unserer Familie. Und ich habe noch nicht einmal eine Fotografie von ihr.

Dann endlich ging der Krieg zu Ende. Mein Vater und meine Schwester Miriam kehrten nach Galizien zurück, das nun zu Polen gehörte. Mein Bruder Mordechai ging nach Zürich, um seine Ausbildung als Rabbiner fortzusetzen. Und ich – ich war fünfzehn Jahre alt – beschloss, nach Palästina auszuwandern. Ich werde mich immer daran erinnern, wie mein Vater mich zum Wiener Südbahnhof begleitet hat. Er hatte Tränen in den Augen und sagte: „Was soll ich dir sagen? Mit Messer und Gabel zu essen? Ich sage dir nur eins: Sei ehrlich.“ Er umarmte mich. Ich sollte ihn nie wiedersehen.

Ich fuhr nach Triest, bestieg dort einen Dampfer, und nach ein paar Tagen kam ich in Haifa an. Von hier aus fuhr ich nach

Jerusalem, weil ich keine Lust hatte, Bauer in einem Kibbuz zu werden, wie es sich die Zionisten gewünscht hätten. Aber in Jerusalem war es fast unmöglich, eine Arbeit zu finden. Also trat ich in die britische Armee ein und erreichte bald den Rang eines Gefreiten. Aber auch die militärische Karriere war nichts für mich, sodass ich mich 1921 entschloss, nach Europa zurückzukehren. Ich dachte, ich würde in Deutschland versuchen, eine Tischlerei zu eröffnen.

Inzwischen war mein Bruder Mordechai Rabbiner geworden. Eines Tages traf er auf einer zionistischen Konferenz (er war ein zionistischer Rabbiner, in jenen Tagen eine ziemliche Seltenheit) Schmuël Zvi Margulies, den unvergesslichen Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde von Florenz und Direktor des dort ansässigen italienischen Rabbinerkollegs. Margulies überzeugte meinen Bruder, nach Florenz zu kommen, um Talmud am Kolleg zu lehren. Als Mordechai von meinen Absichten hörte, sagte er: „Aber was willst du denn in Deutschland? Komm mit nach Florenz!“

Und so traf ich Ende 1921 am Bahnhof Santa Maria Novella in Florenz ein. Ich nahm mir einen Wagen und ließ mich zur Piazza San Firenze bringen, wo sich eine koschere Pension befand. Nachdem ich meinen Bruder wiedergesehen und umarmt hatte, suchte ich mir ein Zimmer.

Nun ging es darum, eine Arbeit zu finden, was an sich schon nicht einfach war. Ich konnte nichts, sprach nur ein paar Sprachen, darunter Hebräisch. Die Suche wurde umso schwieriger, weil ich als gesetzestreuer Jude zu jener Zeit samstags nicht arbeiten konnte. Zum Glück kannte Rabbi Margulies einen anderen polnischen Juden, der sich in Florenz niedergelassen hatte: den bekannten Verleger Leo Samuel Olschki. Er stellte mich in seiner Druckerei Giuntina in der Via del Sole als Setzer ein und erlaubte mir vor allem, samstags nicht zu arbeiten. „Bravo Schulim“, kommentierte mein Bruder, „du hast eine ehrliche Arbeit gefunden, wie der Talmud sagt.“ Olschki schenkte mir Vertrauen, und so wurde ich 1928, im Alter von 25 Jahren, Leiter seiner Druckerei.

Ich arbeitete den ganzen Tag, aß im Milchladen und kehrte abends in mein Zimmer zurück, wo ich bei offenem Fenster zu schlafen pflegte. Ich hatte einige Freunde, hauptsächlich jüdische Studenten, die wegen des Numerus clausus an den Universitäten ihrer Länder nach Italien gekommen waren. Mit ihnen verbrachte ich meine Freizeit mehr oder weniger



1 Schulim und Sissel  
Vogelmann, 1938

glücklich. Oft war ich im Freibad am Arno schwimmen. Und samstags ging ich in die Synagoge in der Via Farini.

Aber ich fühlte mich doch allein, nicht zuletzt, weil mein Bruder in der Zwischenzeit nach Polen zurückgekehrt war, wo er die Stelle als Oberrabbiner von Kattowitz angetreten hatte. Zugleich war die Zeit gekommen, eine Familie zu gründen, nur hatte ich in Florenz noch nicht die richtige Frau gefunden. Glücklicherweise lernte ich, wiederum durch meinen Bruder, den Rabbiner von Turin Dario Disegni kennen, der am Kolleg von Florenz studiert hatte.

Er stellte mich seiner Tochter Anna (Annetta) vor, die an einem Gymnasium Literatur unterrichtete. Wir mochten uns sofort, und, um es kurz zu machen, am 26. März 1933 heirateten wir. Dann, am 3. September 1935, wurde uns ein kleines Mädchen geboren, das wir Sissel Emilia nannten; Sissel nach meiner Mutter und Emilia nach Annettas Großmutter. Wie schön meine Sissel war!

Was wollten wir mehr? Wir hatten beide eine gute Arbeit, Annetta unterrichtete inzwischen an der Handelshochschule, wir hatten ein schönes Haus und vor allem ein bezauberndes kleines Mädchen. Doch im Herbst 1938 kamen die Rassegesetze. Annetta wurde von der Schule verwiesen, und dasselbe geschah mit Sissel. Zum Glück konnte ich weiter in der Druckerei Giuntina arbeiten. Der alte Olschki, bitter enttäuscht von denen, die ihn noch kurz zuvor mit Preisen und hohen Auszeichnungen geehrt hatten, ging in die Schweiz, wo er bald darauf starb. Annetta gab Privatstunden, und Sissel besuchte die kleine jüdische Schule, die auf dem Gelände der Gemeinde eröffnet worden war. Eine ganz besondere Schule, wenn man

bedenkt, dass die Lehrer oft angesehene Professoren waren, die aus der Universität geworfen worden waren. Wir waren Bürger zweiter Klasse geworden. Einige, die Weitsichtigsten – und vielleicht auch die Wohlhabendsten –, flohen ins Ausland: nach Amerika, Palästina oder in die Schweiz. Die meisten aber blieben in Italien, überzeugt, dass auch dies vorübergehen würde.

Dann beschleunigte die Geschichte ihren tragischen Verlauf: Im Juni 1940 trat Italien in den Krieg ein. Viele glaubten, er würde bald vorbei sein. Ich erinnere mich noch an die Rufe der Menschenmassen auf der Piazza della Signoria: „Siegen! Und wir werden siegen“. Aber drei Jahre später, am 25. Juli 1943, nach der Landung der Alliierten in Sizilien, brach der Faschismus unerwartet zusammen. Mussolini wurde verhaftet und durch Pietro Badoglio ersetzt. Dieser erklärte noch, der Krieg gehe weiter, aber er handelte bereits den Waffenstillstand mit den Alliierten aus. Wie vieles hätte sich in jenem August ändern können, wenn man den Italienern, vor allem den Juden und den Soldaten, in irgendeiner Weise gesagt hätte, dass sie sich retten müssen. So kam der 8. September. Der König floh, und die Deutschen marschierten in Italien ein. Aber wieder einmal zeigten die Juden zu Beginn den traditionellen Optimismus: „Keine Sorge, in Italien können die schrecklichen Dinge, die gemunkelt werden, nicht passieren. Und dann gibt es in Italien den Vatikan: Denken Sie, er würde es zulassen, dass uns Schaden zugefügt wird? Schlimmstenfalls werden wir in Deutschland arbeiten müssen – das wird kein Weltuntergang sein.“ Aber am 16. Oktober gab es die große Razzia im Ghetto von Rom: 1022 Juden wurden deportiert, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters. Und keiner rührte einen Finger. Jahrelang habe ich mich gefragt: Warum ist der Papst nicht, ganz in Weiß gekleidet, zum Bahnhof Tiburtina gegangen, um den Zug nach Auschwitz zu blockieren? Von diesen unglücklichen Menschen kehrten nur 15 zurück. Dann wurde uns allen klar, dass es auch für uns Italiener nichts mehr zu hoffen gab; eine große Fluchtwelle setzte ein. Viele versteckten sich auf dem Land, wo sie von großzügigen Familien aufgenommen wurden, die ihnen unter Einsatz ihres Lebens Unterkunft gewährten. Einige fanden bei treuen Freunden in den Städten Unterschlupf. Aber es gab auch Denunziationen. Ich beschloss, die Flucht in die Schweiz zu versuchen. Dank eines Kollegen von Annetta, des Rechtsanwalts Enrico Bocci, der später von den Nazi-Faschisten in der Villa Triste abgeschlach-



2 Annetta und Sissel  
Vogelmann, 1936

tet wurde, kam ich in den Besitz einiger gefälschter Dokumente. Also nahmen wir alle drei den Zug nach Sondrio und fuhren Richtung Schweiz. Aber das Schicksal wollte es, dass wir entdeckt wurden (fragen Sie mich nicht, warum, wenn Sie nicht wollen, dass mein Herz bricht). Wir wurden verhaftet, zurück nach Florenz geschickt und in der Villa La Selva interniert. Von hier aus hätte ich leicht fliehen können, aber wie konnte ich Annetta und Sissel im Stich lassen? Nach ein paar Wochen in der Villa La Selva wurden wir in einen Personenzug verladen und in das Gefängnis

San Vittore in Mailand gebracht. Aus dem Zug hätte ich auch fliehen können, aber wie ich Ihnen bereits gesagt habe, konnte ich meine Lieben nicht im Stich lassen. Dabei musste ich den Deutschen auch noch als Dolmetscher dienen. Ich erinnere mich noch, so paradox das auch klingen mag, dass mich während dieser Reise am Bahnhof von Bologna ein deutscher Soldat ansprach und mir einen Apfel schenkte.

Nach ein paar Tagen in San Vittore wurden wir am 30. Januar 1944 auf den Waggon eines Güterzuges verladen, ohne zu wissen, wohin wir gebracht werden würden. Bei uns waren auch der junge Rabbiner von Florenz Nathan Cassuto und seine Frau Anna Di Gioacchino. Anna sollte überleben und in den gerade entstehenden Staat Israel auswandern, aber im April 1948 wurde sie durch eine tragische Ironie des Schicksals bei einem arabischen Angriff auf einen medizinischen Konvoi, zu dem sie gehörte, getötet. Liliana Segre, die im Januar 2018 vom Präsidenten der Republik Italien zur Senatorin auf Lebenszeit ernannt wurde, war mit ihrem Vater ebenfalls in diesem Zug nach Auschwitz.

Über diese Zugfahrt wird immer zu wenig gesprochen, vielleicht aus Scham. Ich würde sagen – und hier möchte ich Elie Wiesel paraphrasieren: „Ich werde diese Reise nie vergessen.“ Wir waren etwa vierzig Leute – so eng zusammengepfercht, dass wir uns kaum hinlegen konnten. Und dann der Hunger, der Durst, die Kälte, und die weinenden Kinder, die nach Atem ringenden alten Menschen, ein schrecklicher Gestank, und die Stunden, die Tage, die vergingen, ohne dass man uns etwas sagte: wahrlich das Vorzimmer zur Hölle. Nach sechs Tagen kamen wir in Auschwitz an. Wir waren in einem elenden Zu-

stand. Einige von den Älteren waren bereits tot. Fremde Personen in gestreiften Uniformen grüßten uns mit Knüppeln, und SS-Männer mit Schäferhunden drängten uns zu einem Tisch, wo ein hochmütiger Arzt einige nach rechts und viele nach links schickte, alte Menschen, Frauen, Kinder. Hier sah ich zum letzten Mal meine Frau und mein kleines Mädchen, die (wie ich später erfuhr) sofort in die Gaskammern gebracht wurden. Aber das wusste ich damals zum Glück noch nicht, auch wenn ab und zu eine „alte Nummer“, also ein Häftling, der lange vor mir angekommen war, auf meine quälenden Fragen nach dem Schicksal von Annetta und Sissel antwortete: „Siehst du den Rauch? Deine Lieben sind da oben.“ Aber ich wollte es nicht glauben! Tatsächlich sagte ich zu mir: „Schulim, du musst für sie weiterleben!“

Nachdem ich mit der auf meinen linken Unterarm tätowierten Nummer 173484 registriert worden war, passierte ich die Quarantäne. Wir bekamen fast nichts zu essen, dafür aber viele Schläge. Ich verstand sofort, dass die „Ration“ nicht zum Überleben reichte und wir uns deshalb etwas ausdenken mussten, um ein wenig mehr Nahrung zu finden („organisieren“ war das Wort). Ich hingegen hatte im Vergleich zu anderen, vor allem den armen Italienern, Glück, denn ich konnte auch Deutsch und Jiddisch, sowie ein bisschen Polnisch. Ich erinnere mich, dass ich eine halbe Ration Brot (und Brot war, wie Primo Levi schrieb, in Auschwitz Blut) für ein polnisches Grammatikbuch verkauft habe, weil die Kapos oft Polen waren. Damals war ich zwar nach Auschwitz-Maßstäben alt, ich war schon 41. Aber ich hatte einen kräftigen Körperbau, und vor allem war ich ein *Facharbeiter* [im Original auf Deutsch], ein Drucker. So rief mich eines Tages ein SS-Mann zu sich und sagte: „Wenn es stimmt, was auf der Transportliste steht, bist du ein Drucker.“ „Natürlich, Herr Unteroffizier“, antwortete ich. „Dann wirst du in das Lager Plaszow verlegt.“ Und dort wurde ich beauftragt, gefälschte britische Pfundnoten zu drucken, die die Bank of England in die Krise stürzen sollten. Es war eine andere Welt: Man bekam ein bisschen mehr zu essen, und vor allem war es warm. Dann entdeckte ich in Plaszow, dass viele Häftlinge nach Krakau in die Küchengerätefabrik eines gewissen Oskar Schindler verlegt wurden, um dort zu arbeiten. Es gelang mir, auch dank meiner Polnischkenntnisse, mich unter diese Arbeiter zu mischen. So kam ich auf Schindlers Liste. Inzwischen waren die Russen nahe, und die Deutschen begannen, „Todesmärsche“ zu organisieren, um die

wenigen überlebenden Häftlinge in die Lager in Deutschland zu bringen. Viele starben bei diesen schrecklichen Märschen. Aber Schindler schaffte es – indem er den Kommandanten von Plaszow, Amon Göth, mit all dem Geld, das er noch hatte, bestach –, „seine“ Juden nach Brünnlitz (Brněnec) in das Reichsgau Sudetenland zu bringen. Und so wurden wir im Mai 1945 (die besten Tage meines Lebens!) befreit.

Ich hatte Glück, denn zusammen mit ein paar anderen Überlebenden konnte ich mich gleich auf den Weg nach Italien machen. Zu Fuß. Eines Tages wurden wir von Dieben überfallen. Ich zeigte ihnen meine Nummer, und sie gingen weiter. Dann kam ich endlich in Tarvisio an, wo ich von einer florentinischen Freundin herzlich empfangen wurde: Matilde Cassin. Zunächst hatte sie mich gar nicht erkannt. Ich wog etwa vierzig Kilo. Dann kam ein Soldat von der jüdischen Brigade und fing an, alle zu fragen: „Ist hier ein gewisser Vogelmann?“ „Das bin ich“, antwortete ich. Er sagte: „Ich soll dir fünfzig Dollar von deinem Bruder Mordechai geben.“ Ich vergaß zu erwähnen, dass es Mordechai gelungen war, mit seiner Frau Bella Lau und seiner kleinen Tochter Lea Noemi nach Palästina zu fliehen. Mein Bruder hatte in der Tat „Glück“ gehabt, denn kurz vor Kriegsausbruch wurde er in Kattowitz auf offener Straße geohrfeigt. So wurde ihm klar, dass er Polen unbedingt verlassen musste. Am ersten Tag des Krieges, als deutsche Flugzeuge bereits die Stadt bombardierten, beschlossen er und seine Frau, dass sie keine Zeit mehr zu verlieren hatten. Nach einer unglaublichen Irrfahrt erreichten sie Kostanza an der rumänischen Küste des Schwarzen Meeres. Von dort schifften sie sich nach Haifa ein. Mein Vater hingegen war 1942 gestorben (eines natürlichen Todes!); somit konnte er noch auf einem jüdischen Friedhof begraben werden. Meine Schwester Miriam, ihr Mann, ein Rabbiner, und deren Tochter, die wie meine Tochter Sissel hieß, sind in der Schoa angekommen.

Von Tarvisio kam ich nach Mailand und wurde in die Via dell'Unione 5 geschickt, wo die Überlebenden untergebracht waren. Ich hätte nach Florenz zurückkehren sollen, aber ich hatte keine Lust dazu. Ich versuchte herauszufinden, ob Annetta und Sissel noch am Leben waren, auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt kaum daran glaubte. Und tatsächlich erfuhr ich einige Wochen später vom Roten Kreuz, dass sie noch am Tag ihrer Ankunft in Auschwitz, am 6. Februar 1944, ermordet worden waren.



Schließlich kehrte ich doch nach Florenz zurück. Ich ging sofort in die Druckerei Giuntina und wurde wie ein „Held“ empfangen: Alle weinten und umarmten mich. Es erschien sogar ein kleiner Artikel in der Florentiner Tageszeitung *La Nazione*, in dem ich willkommen geheißen wurde. Jetzt ging es darum, wieder mit dem Leben zu beginnen. Ich wollte wieder auferstehen nach diesem Tod. Zum Glück verbietet das Judentum den Selbstmord. ... Aber, apropos Judentum, nach Auschwitz hatte ich den Glauben meiner Väter gänzlich verloren, auch wenn ich mich nach diesem tragischen Erlebnis sehr jüdisch fühlte.

Ich stürzte mich ganz in die Arbeit, verbrachte die ganze Zeit in der Druckerei, um nicht nachdenken zu müssen. Aber nachts in meinem kleinen Zimmer fiel es mir sehr schwer, einzuschlafen. (Ich hatte unsere Wohnung verlassen, die zu sehr mit Erinnerungen gefüllt und in die auch ein „Junge aus Salò“ eingebrochen war.) Ich gestehe, dass ich manchmal etwas zu viel getrunken habe, gebracht hat es aber nichts. Viel geweint habe ich und mich vergeblich gefragt, warum diese große Tragödie passiert war. Warum waren wir auf diese schreckliche Weise „bestraft“ worden? Und warum war gerade ich, unter so vielen anderen, gerettet worden?

Zuerst erzählte ich den anderen, was ich gesehen und erlebt hatte, aber ich hatte das Gefühl, dass sie es gar nicht hören wollten; oder sie glaubten es einfach nicht. Oder sie sagten: „Es reicht jetzt. Der Krieg ist vorbei. Wir müssen an die Zukunft denken.“ Ganz zu schweigen von jenem Bekannten, der zu mir sagte: „Reden Sie nicht mit mir über die Deutschen! Die haben meinen Hund getötet.“

Aber wie durch ein Wunder lindert die Zeit nach und nach die Schmerzen, auch wenn sie nie ganz verschwinden. Eines Abends – in der Gemeinde sollten die Chanukka-Lichter angezündet werden – brachte mich ein Freund dazu mitzukommen, obwohl ich gar keine Lust hatte. Ich erinnerte mich noch zu gut daran, wie ich mit Annetta und Sissel die Chanukka-Kerzen angezündet hatte. Dann begegnete ich dort einer jungen Frau, Albana Mondolfi, Witwe und Mutter eines siebenjährigen Jungen mit dem seltsamen Namen „Guidobaldo“. Sie erzählte mir, dass sie gerettet worden war, indem sie zusammen mit ihrem Sohn, ihrer Mutter Daria und der treuen Haushälterin Gilda, die zwar keine Jüdin war, aber die Familie nicht verlassen wollte, in einem Kloster versteckt worden war. Aus irgendeinem mysteriösen Impuls heraus sagte

ich sofort zu ihr: „Wir werden heiraten.“ Offensichtlich hatte ich das Gefühl, dass dies die einzige Chance für mich war, mein Leben neu aufzubauen. Zuerst musste ich jedoch die Erlaubnis von Rabbi Disegni, Annettas Vater, einholen. Ich erinnere mich noch gut an unsere Begegnung in der Via dei Rondinelli. Er sagte weinend zu mir: „Was willst du von mir hören? Es ist dein Leben.“ Annettas Brüder waren eher perplex, aber ich fühlte, dass ich nicht warten konnte, weil ich schon 43 war. Und so haben wir im Juni 1947 geheiratet. Jetzt waren wir zu dritt: Albana, Guidobaldo und ich. Albana war eine außergewöhnliche Frau, und es gäbe so viel über sie zu sagen. Als es das Schicksal so fügte, dass wir uns begegneten, war sie jung, schön und vor allem voller Leben. Ohne sie hätte ich nicht wiedergeboren werden können. Und Guidobaldo? Er sprach wenig und aß wenig; aber das war nicht verwunderlich bei allem, was er durchgemacht hatte: den Tod seines Vaters wenige Tage vor dem 8. September und dann das Verstecken im Kloster (er hatte auch seinen neuen „arischen“ Namen auswendig lernen müssen: Giuseppe Dalmasso). Und was sollte er dann von diesem neuen „Vater“ halten? Bald verspürten sowohl Albana als auch ich den Wunsch, gemeinsam ein Kind zu bekommen, um unserer Ehe einen Sinn zu geben. Und so kam am 28. Mai 1948 Daniel auf die Welt. Wie Sie sich vorstellen können, war ich sehr aufgeregt: Ich hätte nie gedacht, dass ich noch ein Kind haben könnte, ein jüdisches Kind, wo doch ein paar Jahre zuvor alle jüdischen Kinder hatten sterben müssen.

So vergingen die Jahre. In der Zwischenzeit hatte ich zusammen mit einem Partner, Guido (Guidino) Dalla Torre, die Druckerei Giuntina gekauft. Dann starb Guido plötzlich an einem Herzinfarkt, und ich kaufte seine Anteile von seiner Witwe und wurde alleiniger Besitzer der Druckerei. Wie Sie sich vorstellen können, stürzte ich mich kopfüber in die Arbeit. Und, ich muss sagen, ich führte die Firma auch mit bemerkenswerten wirtschaftlichen Ergebnissen. Da ich jedoch von morgens bis abends, einschließlich Samstag und Sonntag, arbeitete, habe ich meine Familie ziemlich vernachlässigt, und das bereue ich. So habe ich, zum Teil auch wegen meines Alters, zum Teil aus anderen Gründen, kaum mit Daniel gespielt. Guidobaldo heiratete dann Milka, die Tochter des Rabbiners von Florenz, Fernando Belgrado, und so verließ er sein Zuhause. Er gründete eine Familie und trat sofort in die Druckerei ein. Daniel war sehr gut in der Schule, gewann sogar einen

Preis nach einem ausgezeichneten Abitur. Aber als er sich für einen Beruf entscheiden musste – ich ließ ihm völlig freie Hand –, fiel er in eine schwere Depression. Das konnte ich nicht verstehen. Ich möchte mich nicht mit seiner Krankheit aufhalten, die uns alle betrübt hat. Glücklicherweise verlor er nie oder fast nie seinen starken Sinn für Humor, was in diesen traurigen Jahren sicherlich hilfreich war. Ich wusste nicht, wie ich ihm helfen sollte, aber am Ende wurde mir klar, wie sehr er litt, und eines Tages ertappte ich mich dabei, wie ich zu ihm sagte: „Jetzt verstehe ich, du leidest ja mehr als ich in Auschwitz.“ In dieser Hinsicht frage ich mich manchmal, ob es richtig war, nicht mit ihm über alles zu sprechen, was mir widerfahren ist. Aber ich wollte ihn nicht verstören, ich wollte ihm kein so grausames und einseitiges Bild vom Menschen vermitteln. Doch dann war ich es vielleicht auch, der keine Lust hatte. Erst jetzt ist mir klar geworden, dass Schweigen viel mehr wehtun kann als Sprechen.

Nach ein paar Jahren der Behandlung, die nicht immer wirklich effektiv war, verliebte sich Daniel in ein Mädchen namens Vanna. Es ist nicht so, dass ich zweifelte, ob sie ihn liebte, aber sie war keine Jüdin, und so war ich gegen die Heirat, auch wenn sie sich dazu bereit erklärte zu konvertieren. Ich dachte an meine Enkelkinder, an die Vogelmanns, und fürchtete, die Großeltern mütterlicherseits würden ihre Köpfe mit Weihnachten und dem ganzen Rest füllen; aber so kam es gar nicht. Ich gestehe, dass dies der größte Irrtum meines Lebens war, denn Vanna sollte sich als eine große Hilfe für Daniel erweisen, um nicht zu sagen, dass sie ihm das Leben gerettet hat. Als sie dann im Tempel von Florenz heirateten, war ich schon gestorben. Aber mein Bruder Mordechai kam extra aus Israel. Und dann wurde 1978 Shulim geboren (er wurde nach mir benannt, nur ohne den Buchstaben c). Und schließlich gründete Daniel 1980 den jüdischen Verlag Giuntina. Als erstes Buch veröffentlichte er *Die Nacht* von Elie Wiesel, und die Reihe, in der das Buch erschien, widmete er mir. Die Arbeit half ihm sehr, obwohl er gerne Schriftsteller geworden wäre. Tatsächlich hatte er mit zwanzig Jahren ein paar kleine Lyrikbände veröffentlicht, die auch einen gewissen Erfolg gehabt hatten. Aber seine besten poetischen Stücke, zumindest für mich, waren fünf kleinen Gedichte für Sissel. Daniel kannte Sissel gar nicht, aber er sprach immer mit einer bewegenden und unglaublichen Zuneigung von ihr: Dank ihm lebt Sissel in vielen Herzen weiter. Ich bin jetzt so stolz auf ihn!

Als ich mich meinen Siebzigern näherte, dem Alter, in dem König David starb, begann ich mich müde zu fühlen. Ich litt auch an Depressionen, wenngleich nicht besonders schwer. Ich sagte mir: „Ich habe Auschwitz überlebt, ich werde auch das überleben.“ Und so kam es.

Aber dann hörte mein krankes Herz, ich hatte schon mehrere Herzinfarkte erlitten, schließlich auf zu schlagen, und ich starb. Es war der 9. Juni 1974.

Ein paar Monate zuvor, nachdem ich zum ersten Mal *Ist das ein Mensch?* von Primo Levi gelesen hatte (möglicherweise sind wir uns sogar in Auschwitz begegnet), hatte ich beschlossen, selbst ein Buch zu schreiben. Aber Auschwitz wäre nur ein Kapitel gewesen! Ich hatte sogar an einen möglichen Titel gedacht: *Schulim erzählt* oder *Der Mann mit dem Koffer*. Mir blieb jedoch keine Zeit mehr, es zu vollenden. Ich hatte nur einen Entwurf geschafft. Das Buch sollte so beginnen: „Ich wurde in einem Zug geboren, während die Stadt brannte.“ Und Sie können sich vorstellen, wie bewegt ich war, als ich erfuhr, dass mein Enkel Shulim ein wunderschönes Buch über seine Jahre in Israel mit dem Titel *Während die Stadt brannte* verfasst hat.

Obwohl ich noch viele Dinge zu sagen hätte, möchte ich hier aufhören. Ich habe mich immer als *isch anaw* betrachtet, als einen einfachen Mann, einen bescheidenen Mann.

Das ist, kurz gesagt, mein Leben auf dieser Erde gewesen. Ich möchte nur hinzufügen, dass das Wort, das ich mein ganzes Leben lang immer wiederholt habe, besonders in meinen dunkelsten Stunden, und sogar kurz vor meinem Tod, paradoxerweise das arabische Wort für „es ist geschrieben“ war: *maktūb*. Aber ich glaube, ich werde wohl nie erfahren, ob es jemanden gibt, der schreibt, was das Schicksal der Menschheit ist, oder ob das Ganze nur Zufall ist.

Und was soll ich Ihnen zum Schluss sagen? Einfach dies: „Ich habe das Leben immer geliebt.“

*Aus dem Italienischen von Ulrich Wyrwa*